

Das mundartliche Lied im Chorgesang

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **2 (1918)**

Heft 2-3

PDF erstellt am: **01.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419424>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

des

Deutschschweizerischen Sprachvereins

Beilage: Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins

Die Mitteilungen werden den Mitgliedern jeden Monat unentgeltlich geliefert.
Durch die Post bezogen kosten die Mitteilungen jährlich 6 Fr. mit und 3 Fr. ohne Beilage.

Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Schriftführer des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Rüschlikon (Zürich).
Beiträge zum Inhalt sind willkommen.
Versandstelle: Bubenbergsstrasse 10, Bern. Druck: G. Iseli, Bern.

Das mundartliche Lied im Chorgesang.

Unsere einheimischen Tonseker haben immer einen aufmerksamen Sinn für mundartliche Dichtung gehabt und dann und wann mit der Vertonung eines mundartlichen Liedes den Volksgefang um ausgesprochene Lieblingslieder bereichert. Nun steht aber der Wiedergabe dieser Lieder, besonders im Chor, eine Schwierigkeit im Wege, über die nicht leicht hinweg zu kommen ist. Ich meine die fast ins Endlose gehende Mannigfaltigkeit der Mundarten, die eine einheitliche Aussprache des Schweizerdeutschen unmöglich macht. Der Sigriswiler Pfarrer und spätere stadtbernische Lehrer Gottlieb Jakob Ruhn (1775 bis 1849), dem wir eine Reihe ungemein sangbarer Lieder verdanken, wie „Bueb, mer wei uf ds Bergli trybe“, „Herz, wohi zieht es di“, „Sa amen Ort es Blüemli gseh“, sprach und schrieb eine wesentlich andere Mundart als der Sarganser Josef Anton Henne, der uns das sinnige „Quegit vo Berg und Tal“ geschenkt hat. Und aus dem „Schwäbelpfiffli“ des Schwyzers Meinrad Lienert klingt uns in der Gegenwartsdichtung ein ganz anderer Ton entgegen als aus Josef Reinharts „Liedli ab em Land“.

Zum gesprochenen oder gesungenen Vortrage des Liedes gehörte nun, streng genommen, eine genaue Wiedergabe der Eigentümlichkeiten der Mundart des Verfassers. Allein auch das feinste Ohr hat Mühe, sich diese zu merken, und die gewandteste Zunge wird sich nie in allen Mundarten der deutschen Schweiz zurechtfinden. So bleibt nichts anderes übrig als einen befriedigenden Ausgleich zu suchen. Für den Einzelvortrag ist er in der Regel nicht schwer zu finden. Entweder läßt sich das Lied ohne irgend eine Gewalttat an Reim und Versmaß in die eigene Mundart übertragen — die glücklichste Lösung! — oder dann, wenn kitzliche Reime im Wege stehen, gibt man die fremden Laut- und Wortformen wieder, so gut es eben geht, wie man's ja dem Hochdeutschen gegenüber auch gewohnt ist.

Schwieriger wird die Sache beim Chorgesang, ganz besonders, wenn verschiedenartige Mundarten in eins zusammenklingen sollen. Da geht es nun schlechterdings nicht an, daß im selben Chor der Berner „steit“, der Aargauer „stoh“ und der Züricher „stahd“ singt, wie es die Gewohnheit seiner Mundart will, sondern da muß nach möglichster lautlicher Uebereinstimmung getrachtet werden. Und da gibt es nichts anderes, als die Sprache der Mundart des Liederdichters anzugleichen. Das ist, vielleicht abgesehen von den schwierigen Doppellauten in Lienerts Einsiedler Mundart, nicht allzu schwer, da es

sich ja im Gesange nur um die Wortformen, nicht auch um die fremde, gewöhnlich schwer zu treffende Sprechmelodie des Sages handelt.

Nur darf die Aussprache sich auf keinen Fall sklavisch an das gedruckte Wort halten; denn dieses kann die Eigentümlichkeiten einer Mundart nur in sehr beschränktem Maße bezeichnen und verzichtet sogar darauf, sie alle anzudeuten, weil es mit dem Verständnis des Lesers rechnet und der leichteren Lesbarkeit halber sich so viel als möglich an das hochdeutsche Druckbild hält. So ist es Übung geworden, das scht seiner umständlichen Schreibweise wegen ähnlich wie im hochdeutschen Anlaut (Stein) bei einfachen Wortformen durch bloßes st zu bezeichnen (ist statt ischt), in der Voraussetzung natürlich, der Leser oder Vortragende werde die landesübliche Aussprache ohne weiteres von sich aus finden. Die gedruckte Form soll eben durch die lebendige Empfindung für die echte Mundart ergänzt und verbessert werden. Das Gefühl für heimatliche Sprachlichkeit und nicht die unzulängliche Schreibweise entscheidet über die Aussprache.

Ein besonderes Augenmerk ist dabei im Schweizerischen auf die getreuliche Erhaltung der alten Doppellaute ue (Bluet), üe (müed), ie (lieb) und der langen, hochdeutsch heute in Doppellaute übergegangenen Hellaute u (Huus, suur), ü (Lüüt, Füür), und i, gewöhnlich geschrieben y (Zyh, rhte) zu richten. Denn in diesen Lauten, die einst der mittelhochdeutschen Gemeinsprache eigen waren und uns heute noch aus dem Nibelungenlied und den Dichtungen Walthers von der Vogelweide entgegenklingen, liegt ein guter Teil der Eigenart und des heimeligen Reizes unserer Mundart.

Wenn wir so unserer Mundartdichtung ihre Eigenart auch im gesungenen Liede zu wahren suchen, so tun wir es lediglich aus Liebe zur Sprache unserer Heimat und Kindheit und ohne kleinliche Absonderungsgelüste in Kulturfragen. Der Reiz mundartlicher Dichtung besteht in ihrer sprachlichen Eigenart. Sobald wir diese nicht getreulich hüten, hat sie ihr Recht auf ein Sonderdasein in der deutschen Literatur verwirkt. Darum ist es notwendig, daß man auch im Gesange sich auf gewisse Grundsätze über die Aussprache des Mundartliedes einige.

A. F.

(Mit Erlaubnis des Verfassers aus dem „Aargauer Tagblatt“.)

Anmerkung. Da unsere Chorleiter häufig Reichsdeutsche sind und diese für Wesen und Reiz unserer Mundart oft wenig Verständnis haben, ist es Aufgabe der Vereinsvorstände und Mitglieder, da zum Rechten

zu sehen. Sogar schweizerische Chorleiter lassen etwa singen: „Chüejergliit, üseri Lust Tuet is so wohl i der Brust-t“ und „Lofet, es (das Sternli) seit is: Gar gut. Set mi nit Gott i der Hut?“ E. St.

Allerlei Sprachliche Bemerkungen.

In der letzten Nummer der „Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins“ rügt Herr Bl. den Mißbrauch des Wortes „Erlebnis“. An solchen Modewörtern hat es nie gemangelt. Gegenwärtig ist das Fremdwort „Problem“ besonders im Schwang. Es ist zwar ein uralter Gast bei uns, in neuerer Zeit aber zum argen Schmarotzer geworden. Wer jetzt volkswirtschaftliche Dinge behandelt, glaubt es nicht entbehren zu können und verwendet es in seiner Rede oder Schrift, sei sie noch so kurz, lieber mehrmals als nur einmal. So bekommt man das Wort übersatt, zumal da seinem Ersatz durch eines der deutschen Wörter „Frage“ und „Aufgabe“ meistens nichts entgegensteht.

Auch gewisse Redewendungen gehören in das Gebiet der Mode, z. B. „in absehbarer Zeit“ und „letzten Endes“. Sie sind nicht gar alt, haben sich aber unheimlich rasch eingebürgert und die schlichten Ausdrücke „bald“ und „schließlich“ nahezu verdrängt. Leider bedienen sich ihrer nicht nur Leute, denen man es nicht verargen darf, wenn sie sich an der stellenweise unsicheren Grenze zwischen gewählter und geschwollener Sprache nicht recht auskommen, sondern auch Schriftsteller von bestem Ruf. Das 1917 erschienene Buch von F. W. Foerster „Erziehung und Selbsterziehung“ halte ich nach Form und Inhalt für trefflich, ungeachtet es wegen einiger darin enthaltener Ansichten stark angefochten worden ist. Doch werden es manche Leser als Schönheitsfehler empfunden haben, daß man darin gar so häufig auf die Wendung „letzten Endes“ stößt. E. St.

Prozent. In einer Zeitung liest man: „Das Mehl sank an der oberschlesisch-polnischen Grenze 200 Prozent im Preis. Bei Pelzwerk ist ein Preisrückgang von rund 200 Prozent feststellbar.“

Was will das heißen? Wieviel sind z. B. 200 Prozent von 7 Franken? Genau 14 Franken! Also wären Mehl und Pelzwerk in Oberschlesien um weniger als Nichts zu kaufen — man kriegt dort offenbar noch heraus — der helle Unsinn! Wie kommen die Leute dazu, so etwas zu schreiben? Daran ist die Sucht schuld, überall das Fremdwort Prozent anzubringen, das zwar an sich einen unzweideutigen und sehr bestimmten Sinn hat, aber wie alle Fremdwörter in seiner Bedeutung dem Sprechenden oder Schreibenden nicht jederzeit klar ist, d. h. der Anschaulichkeit ermangelt. Der Zeitungsmann wollte vermutlich sagen „um zwei Dritteile“ oder „um ein Drittel“; aber das war ihm zu schlicht, klang zu wenig fachmännisch. So schrieb er denn gedankenlos den Unsinn. Bl.

Eine günstige Gelegenheit. Ueberall im Lande regen sich die „Fixbesoldeten“ und vereinigen sich in „Fixbesoldetenverbänden“. Viele von uns gehören auch dazu und machen mit. Die wirtschaftliche Seite der Sache geht uns hier natürlich nichts an, aber auf die günstige Gelegenheit sei doch aufmerksam gemacht, das blöde Wort zu bekämpfen und so viel als möglich (und möglichst unauffällig, nur mit einer gelegentlichen Seitenbemerkung) zu ersetzen durch Festbesoldeter. Das erste Wort wirkt

deshalb so unangenehm, weil sein erster Bestandteil hier durchaus Fremdwort ist (denn bei einer „fixen Idee“ bedeutet uns fix doch eigentlich mehr als „fest“), während wir ihn auch als einiger- (freilich nur geringer-)maßen eingedeutschtes Wort, aber in anderer Bedeutung haben, und diese beiden Bedeutungen stören sich. Wenn wir von einem „fixen Kerl“ sprechen oder sagen: Na, ein bischen fix, so bedeutet das Wort etwas anderes, als wenn wir von einer fixen Besoldung sprechen, und wirft einen unangenehmen Schein auf das ehrlich verdiente feste Gehalt. Es ist eine fixe Idee, man müsse sich Fixbesoldeter nennen; fahren wir ab mit diesem Wort, aber ein bischen fix!

Aus der Presse.

Ein Bundesgenosse. Nicht zum erstenmal, aber immer willkommen hilft uns der welsche Bruder im Kampf gegen das Fremdwort. Die Lausanner „Revue“ vom 6. Jänner schreibt über die deutsche Sprachreinigung. Zuerst wird natürlich etwas gespottet über diesen „Feldzug der alten Professoren“, die auf diese Weise ihre „kriegerischen Triebe“ austoben lassen, und über die amtliche Unterstützung der Bewegung; man nörgelt auch an einzelnen Verdeutschungen herum und am Fehlen anderer, aber im Grunde ist der Verfasser ganz einverstanden, denn er fühlt sich in seinem eigenen Sprachgefühl schwer beleidigt, wenn ein Lausanner Sportverein unmatch de football ausschreibt. Er macht auch den guten Witz, die deutsche Sprache mit ihren Fremdwörtern sei eine Art Football-Sprache. Ja, er billigt es offenbar auch — im Gegensatz zu jenen Deutschschweizern, die die Fremdwörter für nötig halten zur „Ueberbrückung des Grabens“ — wenn wir „Allemannen“ da mitmachen, denn er erhoffe daraus auch eine Verbesserung des français fédéral. Es komme nämlich nur zu häufig vor, daß ursprünglich französische Wörter (wir haben sie übrigens häufig unmittelbar aus dem Lateinischen) nach kürzerem oder längerem Aufenthalt im deutschen Sprachgebiet durch die Bundeskanzlei ins Französische zurückkehren, aber entstellt, verzerrt, lächerlich, sinnlos, und daraus entstehe dann ein pseudo-français, in dem es wimmle von réglementation, von reconstruction d'une société, von luxurieux, prédicat, sous-position, amortisation usw. Die Schriftleitung fügt den lebhaften Wunsch bei, es möge den Sprachreinigern auch gelingen, die firmes, délicatesses, restaurations, die parution und die journalistique auszuwischen, die sogar bis in die Pariser Presse eingedrungen seien. — Was sagen unsere dreisprachlichen Ueberpatrioten dazu?

Aus den Sprachgesellschaften.

Berein für deutsche Sprache in Bern (Berner Zweigverein). Am 7. Februar hielt der Vorsitzende, Herr Dr. K. Fischer, einen Vortrag über Friedrich v. Logau, den bekannten schlesischen Sprachdichter des 17. Jahrhunderts, der auch uns im Zeitalter des Weltkrieges so viel zu sagen hat. Obgleich er nur Kanzleirat bei Herzog Ludwig von Brieg und Liegnitz war, legt er eine überraschende Welt- und Menschenkenntnis an den Tag. 1648 in den „Palmenorden“ aufgenommen, war er ein eifriger Verfechter der Sprachreinheit. So nannte er seine zahlreichen Epigramme „Sinngedichte“, ein Beispiel, das Lessing, der zuerst wieder auf ihn hinwies,